

Zähnen feint
als wenn Sie
Zahnpflege mit
en.

Bewundernswertes. Ob reich, ob arm, sie beschäftigt sich mit aller Geschicklichkeit mit Handarbeiten. Aus der selbstgesponnenen und selbstgewebten Leinewand fertigt sie die Wäsche des Mannes und selbst seinen Rock aus dem von ihr gewirkten Tuche. Sie strickt und stickt, sie haspelt Seide und alles das mit dem im Hause selbst verfertigten, höchst einfachen Werkzeug. Die Armenierin ist im ganzen Orient gleich ihrem Manne durch ihren Fleiß und ihre berechnende Sparsamkeit bekannt. Sie bleibt keinen Augenblick müßig, und die Spindel ist ihre stete Begleiterin. Auch in der Landwirtschaft ist sie tätig, hilft beim Weinbau, der Seidenzucht und leitet die Milchwirtschaft.

Daß die armenischen Frauen auf Grund aller genannten Vorzüge vielen europäischen Frauen als leuchtendes Vorbild dienen können, bedarf keines Beweises.

—⊡—

Der „Backfisch"

Der „Backfisch" ist das Gegenstück zum „Milchbart" oder „Gelbschnabel". Man hat dieser Bezeichnung für ein halberwachsenes Mädchen eine gelehrte Herleitung geben wollen, indem man behauptete, die Silbe „Back" sei nicht eine Ableitung von dem deutschen Worte „backen", sondern eine Vorsilbe, die soviel wie „zurück" oder „hinter" bedeute und wie sie noch in der englischen und den nordischen Sprachen vorkomme. In dem Netze des Fischers fingen sich große und kleine, ausgewachsene und auch unausgewachsene Fische, von denen aber nur die ersteren den Fischer befriedigen, während er die kleineren „zurück" (back) lasse oder auch „hinter" sich wieder ins Wasser werfe, um sie noch wachsen zu lassen. Daher rühre das Wort „Backfisch". Allein einfacher und natürlicher dürfte nachstehende Erklärung sein: Ein Backfisch ist ein junger Fisch, der seine vollständige Reife noch nicht erlangt hat, um sich an großer Tafel präsentieren zu können: man verwendet ihn also zum untergeordneten Backen. Schon von altersher pflegte man junge Fische in der Küche lieber zu backen als zu kochen. Es war also ein junger Fisch gewohnheitsgemäß ein Backfisch, kein Kochfisch. Sehr nett heißt es in einem Gedicht Alexander Kaufmanns von Back-, Mai- und Haifischen:

Ihr wißt doch, was man Backfisch nennt?
Ein frisch und fröhlich Element,
Halb sinnend Mägdlein, halb noch Kind,
Unartig oft, launisch gesinnt.
Die Backfischtage ziehn vorbei —
Noch blüht der Jungfrau'n holder Mai:
Die hat man darum nicht ungalant
Die süßen Maifische benannt.
Weh' aber, wenn zur Maienzeit
Kein Bursch' das Jüngferlein sich freit —
Nur allzu leicht wird aus dem Maifisch
Ein beutegier'ger, wilder Haifisch.

—⊡—

Die erste Nähmaschine in Berlin

Vor 70 Jahren erhielt der Schneidermeister Pommerenke als erster in Berlin eine Nähmaschine. Sie kam wohlverpackt aus Amerika und wurde begreiflicherweise als ein Wunderwerk angestaunt. Sie erregte so großes Aufsehen, daß nach ihrer Aufstellung König Friedrich IV. selbst die Schneiderwerkstatt des Meisters Pommerenke aufsuchte und mit großem Interesse der Arbeit der rastlos fleißigen „eisernen Nähmamsell" — wie der König sie nannte — zuschaute. Auch Papa Wrangel erschien und wurde so begeistert von der Maschine, daß er ihrem Besitzer am nächsten Tage die sämtlichen Schneider des 2. Garde-Infanterie-Regiments zu Fuß auf den Hals schickte, damit die Leute auf ihr nähen lernen sollten. Mit Zustimmung des Königs beabsichtigte er, die Nähmaschine der Militärschneiderei dienstbar zu machen. Der alte Herr aber hatte sich die Sache zu leicht vorgestellt; denn die braven Grenadiere konnten mit dem „kuriosen Dinge" nicht fertig werden; allzu oft riß ihnen der Zwirn. Die Maschine, die sich noch nach Jahrzehnten im Besitz des Meisters Pommerenke befand, war in ihrer Konstruktion noch sehr unvollkommen. König Wilhelm IV. hatte mit seltenem Scharfblick sofort ihren Hauptfehler, der in der mangelhaften Greifervorrichtung lag, erkannt. Genau in dem Sinne des Monarchen ist später die Verbesserung der Maschine erfolgt. Das erste Arbeitserzeugnis der „eisernen Nähmamsell" war eine für den König bestimmte Steppjacke, die der Monarch bei seinem zweiten Besuch, den er in Begleitung einer oder zwei Prinzessinnen der Werkstatt machte, huldvoll das Geschenk annahm u. auch getragen hat. Weniger Glück hatte der Meister mit einer zweiten Steppjacke, die er für „Papa Wrangel" bestimmt hatte. Bei ihrer Ueberreichung musterte der alte Haudegen die Jacke mit einer unnachahmlichen Miene der Geringschätzung und sagte trocken: „Danke scheen, lieber Sohn, das is aber nichts vor mir." Hierauf wandte er sich an seinen damaligen Adjutanten von Natzmer und übergab diesem das Geschenk mit den Worten: „Da, lieber Natzmer, hast du das Dings, verbrauch es mit Gesundheit." K.

Ratschläge und Winke

Säuberung von Schwämmen.

Schwämme, die weich und schleimig geworden sind, säubert man, indem man sie mehrmals in eine Mischung von einem halben Liter Wasser und einem Eßlöffel Salmiakgeist taucht und gut ausdrückt.

Tod den Mäusen.

Um die lästigen Mäuse aus den Wohnungen zu vertreiben, zerschneide man Zweige von Fichten in kleine Stücke und stecke sie in die Löcher der Nager. Scheinbar können sie den Geruch nicht vertragen, sodaß sie sich verziehen. Dabei tun grüne oder trockene Fichtenzweige die gleichen Dienste.

Trocknen von Schuhzeug.

Schuhzeug, das durchnäßt ist, trocknet man nicht in großer Wärme, etwa am Ofen oder Herd, da es dadurch einläuft und brüchig wird. Vielmehr lasse man es langsam an der Luft trocknen, wobei man es zweckmäßig mit zusammengeknülltem Zeitungspapier, das die Nässe auffaugt, fest ausstopft.

Entfernung von Mitessern.

Mitesser entstehen durch Verstopfung der Hautporen. Ein sehr einfaches Mittel, sie zu beseitigen, ist, daß man die Haut beim Waschen kräftig frottiert. Auch empfiehlt sich das Einreiben der Haut mit Sandmandelkleie.

Gurken als Verschönerungsmittel.

Um sich ein gutes und wirksames Hautverschönerungsmittel zu bereiten, schält man reife, frische Gurken, zerschneidet sie in kleine Stücke, entfernt die Kerne, kocht sie mit dem Saft, bis sie weich geworden sind und zerdrückt sie dann. Hierauf dickt man die Masse durch nochmaliges Kochen ein und mischt sie nach dem Erkalten mit einer Kremesalbe. Man bewahrt dieses Hautpflegemittel am besten in einer Holzbüchse auf.

Mittel gegen Frostbeulen.

Ein wirksames Mittel gegen Frostbeulen und überhaupt gegen gerötete Haut ist eine Abkochung von Eichenblättern. Zu diesem Zweck sammle man die im Herbst fallenden Eichenblätter, trockne sie und koche sie nach Bedarf ohne Zutaten mit Wasser ab. In der so gewonnenen Flüssigkeit bade man die Hände wiederholt so heiß, als man es vertragen kann, und spüle sie zwischendurch mehrmals mit kaltem Wasser ab. Den gleichen Erfolg erzielt man auch mit einer Abkochung von zerschnittenem Weiß- und Wirsingkohl. Man tut gut, wenn man die Bäder schon vor Eintritt der kalten Jahreszeit als Vorbeugungsmittel anwendet. Nach Anwendung solcher Handbäder wäscht man die Hände mit Spiritus und fettet sie dann mit Glyzerin ein.

Beseitigung von Glanzflecken.

Glanzflecke aus schwarzen Stoffen beseitigt man leicht, indem man sie mit einer Mischung aus Salmiakgeist und schwarzem Kaffee abreibt.

Verregnete Zylinderhüte.

Naß gewordene Zylinderhüte frischt man durch Abreiben mit einem feuchtwarmen Tuche auf. Man nimmt zu diesem Zweck ein reines, leinenes Taschentuch, legt es gleichmäßig bis auf Handgröße zusammen und feuchtet es an. Dann legt man es auf den Deckel eines mit kochendem Wasser gefüllten Topfes, der selbstverständlich rein sein muß, damit das Tuch ganz sauber bleibt und läßt es durchwärmen. Ist der Zylinderhut nach dem Regen trocken geworden, so wird er mit dem Tuche leicht nach dem Strich abgerieben. Das Tuch muß von Zeit zu Zeit wieder erwärmt werden.

Aus dem Engen und Weiten

Parallelen.

Die Französin — sagt die spanische Zeitschrift „Novedades" — heiratet aus Berechnung, die Engländerin, weil es üblich ist, die Deutsche aus Liebe. Die Französin liebt bis zum Ende der Flitterwochen, die Engländerin das ganze Leben, die Deutsche ewig. Die Französin bringt ihre Tochter auf den Ball, die Engländerin führt sie in die Kirche, die Deutsche beschäftigt sie in der Küche. Die Französin hat Geist und Phantasie, die Engländerin Intelligenz, die Deutsche Gefühl. Die Französin kleidet sich mit Geschmack, die Engländerin geschmacklos, die Deutsche bescheiden. Die Französin plaudert, die Engländerin spricht, die Deutsche urteilt. Die Französin bietet eine Rose an, eine Dahlie die Engländerin, die Deutsche ein Vergißmeinnicht. Die Ueberlegenheit der Französin liegt in der Zunge, die der Engländerin im Kopfe, die der Deutschen im Herzen. Und die Spanierinnen? O diese — so meint das spanische Blatt — kann Französinnen, Engländerinnen und Deutschen zum Muster dienen: sie sind Meister in allem, besonders aber um die Leute zu locken und zu ergreifen.

Das hat uns noch gefehlt.

Eine Newyorker Bilderzeitung bringt jetzt eine Darstellung des neuen Damengrußes. Man sieht zwei Damen, gekleidet nach der neuesten männlichen Damen-Mode, die beim Grüßen — den Hut abnehmen. Oeffentlich geschieht dies, um damit die Gleichberechtigung mit dem männlichen Geschlecht in besonders sinnfälliger Weise darzustellen, wobei die Damen leider vergessen, daß sie mit dieser Nachäffung des männlichen Gebarens eher ihre Abhängigkeit vom männlichen Geschmack beweisen. Aber wir sind uns nicht sicher, ob nicht der neue Damengruß alsbald auch in Europa Nachahmerinnen findet. Fraglos hat uns das gerade noch gefehlt.

Dienstboten-Korrespondenz.

Die chinesischen Dienstboten in Kalifornien machen sich gegenseitig durch Inschriften an Küchengegenständen, an den Wänden usw. mit den Unannehmlichkeiten des Dienstes in den von ihnen verlassenen Häusern bekannt. Ein Herr in San Francisco hatte einen neuen chinesischen Koch angestellt; doch kaum hatte dieser die Küche betreten und einige Gegenstände angesehen, als er auch schon wieder kehrt machte und davoneilte. Der Herr folgte dem Flüchtlinge und fragte ihn dann, als er ihn eingeholt hatte, warum er seinen Dienst nicht antrete. „Ich nicht hier bleiben," antwortete der Langzopf, „Frau . . . böse Junge — ganzen Tag Arbeit — keinen Lohn zahlen — ich gehen."

Besteuerung des Bubikopfs.

Aus Tirol wird geschrieben: Der Volkstrachtenverein für das Unterinntal hat es zwar nicht über das Herz bringen können, bei seinen Veranstaltungen die Trägerinnen von modernen Haartrachten ganz auszuschließen, wohl aber soll der Bubikopf einer Steuer, also einer geschäftsmäßigen Ausnahmebehandlung unterliegen, die Besucherinnen mit Bubikopf müssen mehr Eintritt zahlen. Diese Rücksichtnahme, Bubikopf-Frisuren überhaupt zuzulassen, wird wohl nur dem Weiblichen entgegengebracht; Männer in Frack und Zylinder würden mit Rücksicht auf die Grundsätze solcher und ähnlicher Vereine überhaupt nicht geduldet werden.

Der Hochzeitsfilm.

Der Gedanke, seine eigene Hochzeit verfilmen zu lassen, um sich selbst ein dauerndes Erinnerungszeichen zu sichern und gleichzeitig den in der Ferne weilenden Verwandten eine bildhafte Vorstellung dieses wichtigen Lebensmomentes zu geben, ist dieser Tage in London in die Tat umgesetzt worden. Das verfilmte Brautpaar, ein Mr. Robert Henry Trillia aus Buenos Aires und Miß Blanche Hope Sinclair, werden sich in dieser Woche den Freunden in Südamerika vorstellen. Der Film, der etwa 10 000 Meter lang ist, wird 6 Minuten zu seiner Vorführung brauchen und wird gleich nach seiner Fertigstellung an die Mutter des Bräutigams gesandt, die ihn vor einer geladenen Schar von Gästen abrollen lassen wird. Eine halbe Stunde vor Beginn der Trauung erschienen zwei Operateure. Der eine kletterte auf eine Leiter, um die stetig wachsende Menschenmenge zu kurbeln, während der andere Trafalgar-Square, das Innere der Kirche und die ersten hier eintreffenden Gäste aufnahm. Ein Bild von leuchtender Farbenpracht entwickelte sich als die Brautjungfern, offenbar nach vorhergehender Verabredung mit dem Filmphotographen, gemeinsam erschienen. Die Brautmutter und ihre Verwandten kamen daher — die Kamera arbeitete fieberhaft. Dann schritt die Braut, begleitet von ihrem Vater, langsam die Stufen der Kirche empor. Dem Operateur wurde es allerdings nicht erlaubt, die Kirche während des Trauungsaktes zu betreten.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 45 — Altena, den 3. November — 1925

Was man an Frauen nicht liebt

Plauderei von Bertha Witt.

Nicht vom Bubikopf soll die Rede sein, den die meisten Männer an den Frauen nicht lieben; er ist eine Mode-, eine Prinzipienfrage, er läßt sich verteidigen, denn er hat manches für sich, nicht nur, daß er mancher jungen Schönen reizend steht. Und auch nicht von jenen persönlichen inneren Eigenschaften, die schon zum Charakter gehören, und denen die Besitzerin meist selbst machtlos gegenübersteht, je weniger sie das Talent hat, über sich selbst nachzudenken. Aber es gibt gewisse Zwischeneigenschaften, die man mit dem medizinischen Fachausdruck „Aeußerlich" bezeichnen könnte, die man sich bis zu einer gewissen Leidenschaft anzugewöhnen und meist sehr schwer wieder abzugewöhnen kann, die oft freilich auch einen ziemlich untrüglichen Rückschluß auf die innere Beschaffenheit des Menschen zulassen.

Gegenwart und Mode betonen gern eine gewisse Unweiblichkeit an der Frau, und es liegt gewiß in der Entwickelung der Zeit, die auch die Frauen hinausrief „ins feindliche Leben", daß das Ewig-Weibliche sich leise einer gewissen Vermännlichung annähert, — natürlich nicht derart, daß man gleich von einer Naturverirrung reden möchte; aber für das weibliche Ideal aus „Frauenliebe und Leben" oder aus den Romanen der Marlitt und Werner kann und will die moderne Frau keine Nachfolge mehr aufstellen, weil es mit der Zeit nicht mehr zusammenpaßt. Man wird übrigens nicht immer mit der Verselbständigung der Frau das in Zusammenhang bringen können, was man an ihr nicht liebt, denn es gibt gar manche jener Eigenschaften, die damit gar nichts zu tun haben. Nicht alles ist unweiblich, was modern ist; unweibliche Eigenschaften besitzen auch unmoderne Frauen. Das ganze Mittelalter zeigt uns, der Zeitsitte gemäß, besonders ehe Kaffee und Tee bekannt waren, beispielsweise die Frau als herzhafte Trinkerin, und das Kelchglas der Philippine Welser, das in Wien aufbewahrt wird, zeigt uns, daß sie einen „guten Stiefel" nicht nur liebte, sondern auch wohl vertragen konnte. Unsere heutige Anschauung verträgt sich schwerlich noch mit der Frau, die solchen mittelalterlichen tüchtigen Trunk liebt, auch wenn es heißt, daß man eine Frau genau kennen lernt, wenn sie einen gewissen Grad eines gewissen Zustandes erreicht hat. Es genügt freilich wohl schon, ein Urteil für solche Person zu fällen, die es überhaupt soweit kommen läßt. Trinken und trinken ist gewiß ein Unterschied, und den Wein an guter Tafel, den Sekt in froher Festversammlung, das Likörchen in kleinem heiteren Kreise wird niemand der Frau verargen; aber ein weibliches Wesen, das vorm gefüllten Maßkrug sitzt oder vorm dampfenden Grogglas, wirkt immer ein bißchen unmöglich. Die Umgebung mag zwar meistens als mildernder Umstand wirken, aber bei manchen Frauen wird man doch auch dann oft sehr überrascht sein, wenn man plötzlich Neigungen an ihnen entdeckt, die man sich zuvor nie bei ihnen hätte vorstellen können.

Im Menschen steckt von altersher eine oft verderbliche Neigung für das Spiel; in der Glanzzeit des französischen Hofes übertrug sie sich auf die Frauen, verschwand aber später wieder in jener leidenschaftlichen Form aus der guten Gesellschaft. Es gibt freilich immer eine Gattung Männer und Frauen, die nichts Unwürdiges, sondern nur den angenehmsten Kitzel daran empfinden, sich gegenseitig das Geld in möglichst großen Summen abzugewinnen; das sind unvermeidliche Auswüchse gesellschaftlicher Entartung. In der Familie, in guten gesellschaftlichen Kreisen erhält sich das Spielleben wohl zur Unterhaltung, zum Zeitvertreib, wenn man nichts besseres weiß; im allgemeinen hat es sich aber auf den Kreis der häuslichen Philister zurückgezogen, und Menschen, die Sinn für die Dinge einer höheren Bildung haben, für angenehme geistreiche Gespräche, für Literatur, Musik, verschmähen das Spiel. Bildung und Spiel haben wenig miteinander zu tun; welchen Eindruck macht also wohl eine Frau, die sich nur in Gesellschaft begibt, um stundenlang Skat zu dreschen. Einer alten Damengesellschaft, die für ihre Bildung nicht mehr soviel übrig zu haben braucht wie für ihren Kartenabend, verzeiht man es schon: ein jüngerer Kreis wirkt jedoch auf den denkfähigen Betrachter merkwürdig ernüchternd. Die Ansichten sind freilich verschieden.

Im Unterhaltungsbedürfnis der gesellschaftlichen Kreise spielt immer der Witz eine Rolle und es gibt immer Leute, die mit Vorliebe dies Thema pflegen, besonders da, wo es auf gesellschaftliche Grenzen nicht so sehr ankommt.

Der Seele Kerzen

Nun werden bald die ersten Flocken sinken
und hüllen leis die letzten Farben ein.
Vom blassen Himmel grüßt ein stilles Winken:
das stille Rufen alter Träumerei'n . . .

Dann senke nicht das Haupt in Wehmutsschmerzen,
nich. bete sehnsuchtsvolle Stunden an:
entzünde lächelnd deiner Seele Kerzen,
die stillen Lichter einst'ger Freuden dann.

Und Junisehnsucht und Oktoberstille . . .
gib ihnen dieser Feier größtes Licht;
dann weht durch Nacht und Schnee in warmer Fülle
des Sommers Hauch, der alle Schmerzen bricht.

Herm. Pistor.

Ueber Witze mag man denken wie man will, es gibt eine Gattung voll Geist und Verstand, an der man ein wahrhaft literarisches Vergnügen empfindet, es gibt aber mehr noch, und sie wird bevorzugt, eine gewisse minderwertige, schlüpfrige Sorte, die ein fein veranlagter Mensch mit nur peinlichem Gefühl anhören kann. Vielleicht sind die Empfindungen eines gebildeten Mannes in dieser Beziehung noch feiner, wenn er eine Frau genötigt sieht, Dinge zu hören, von denen man das Gefühl hat, daß sie für Frauenohren nicht bestimmt sind. Die Frau soll einen veredelnden Einfluß auf die Gesellschaft ausüben, deswegen hat die Kulturentwickelung sie in der Gesellschaft zugelassen; ohne die Frau würden die rohen Formen der Gesellschaft niemals beseitigt worden sein. Wie denkt man von diesem Gesichtspunkt aus über eine Frau, die nicht nur mit Behagen Witze hört, sondern mit Eifer selbst welche erzählt? Witze aus Frauenmund gehören zu den unleidlichsten Dingen; eine solche Frau erweckt Unbehagen, man wird ihr wenig gute Empfindungen glauben können.

Zahllose Männer lieben an den Frauen auch nicht das Rauchen; es gehört nicht zur Frau. Man betrachtet es als eine Streitfrage, eigentlich mit Unrecht, denn genau genommen gehört das Rauchen ja überhaupt nicht zum Menschen, es ist nur eine merkwürdige, vielleicht törichte, vielfach die Mitwelt belästigende Angewohnheit. Wenn Frauen rauchen, so vertreten sie die Meinung, daß diese Rauchangelegenheit nicht eben einseitig behandelt zu werden braucht. Jedenfalls wird man auch diese Frage von zwei Seiten betrachten müssen, und zwar in erster Linie immer aus der Umgebung heraus. Eine Frau, die eine Zigarette in Gesellschaft im Salon raucht oder nach Tisch beim Kaffee, wird sich kaum einen Vorwurf zuziehen. Unleidlich aber ist es, wenn eine Frau beständig mit dem brennenden Gift angetroffen wird und sie die Finger von den Spuren der Zigaretten nicht mehr säubern kann. In London soll die junge Dame heute in der Oeffentlichkeit ohne die brennende Zigarette nicht mehr denkbar sein; benutzt sie ein Verkehrsmittel, wo geraucht werden darf, so ist ihre erste Handlung, daß sie das kleine Silberetui zückt und ihm das unvermeidliche weiße Stengelchen entnimmt. In Deutschland trifft man zigarettenrauchende Damen in den Zügen oder auf den Straßen nur äußerst selten, sie beschränken sich damit auf häusliche Gelegenheiten, und das ist gut. Und wenn der Mann nicht beständig das glimmende weiße Etwas im Mundwinkel der Frau hängen sehen mag, es aber bei in anregenden Gespräch zwischen den Fingern seines Gegenüber gleichwohl schätzt, so spricht zweifellos immer ein sehr beachtenswertes ästhetisches Gefühl mit, gegen das zu verstoßen auch die deutsche Frau, wie es scheint, nicht die Absicht hat.

Jene zigarettenrauchende Londoner Schöne zeichnet sich noch durch eine besondere Eigenschaft aus; sie legt, wenn sie sich's im Eisenbahnabteil bequem macht, ungeniert die Beine auf die Polsterbank. In Deutschland bezeichnen wir ein solches Betragen zum Glück noch als flegelhaft, und flegelhafte junge Damen werden hier ebenso wenig geschont, wie die gerühmte Flegelhaftigkeit der Engländer überhaupt bei uns Eingang gefunden hat. Es kommt bei uns zwar eine weibliche Flegelhaftigkeit in anderer Form vor, auf Reisen hat man zuweilen das Vergnügen, ihr zu begegnen, wenn auch nicht oft; das Thema ist übrigens ein Kapitel für sich. Der gebildete Mensch in Deutschland hat einen ziemlich selbstverständlichen Sinn für gewisse Höflichkeitsformen, für Anpassungsfähigkeit und unaufdringliches Entgegenkommen, besonders die Damen; man bemerkt sogar, daß gerade jüngere Damen eine viel selbstverständlichere Bereitwilligkeit als die Herren zeigen, älteren Leuten im besetzten Abteil ihren Platz abzutreten. Es besteht somit auch die Hoffnung, daß alle schlechten Gewohnheiten und Flegeleien auf Ausländer beschränkt bleiben.

Von dem unschönen Eindruck, wenn eine Dame kreischend auflacht, braucht man nicht zu reden; man sagt im allgemeinen, man erkenne einen Menschen in dem Augenblick, in dem er den Mund auftut. Und von dem reizenden Gegenüber, das alle zwei Minuten sein Aussehen im Taschenspiegel kontrolliert, wird man auch rasch ein abschließendes Urteil gewinnen. Es mag hier zwar das absolut Weibliche der weiblichen Eigenschaften vorliegen, im Gegensatz zu dem Männlichen, das aus den anderen Beispielen spricht; aber diese Art von Weiblichkeit wird nie das sein, was man schätzenswert finden könnte. Die moderne Frau wird sich, der Zeitentwicklung gemäß, andere Umgangsformen, ein anderes Auftreten, eine andere Sicherheit als die früheren Anschauungen unbedingt aneignen dürfen, immer aber doch nur insoweit, als das Weibliche damit vereinbar bleibt. Das weibliche Moment, weibliche Eigenschaften nicht gerade betont, aber doch selbstverständlich, sollen sich in jedem Rahmen der Zeitentwickelung als unantastbar behaupten, denn das wird man an einer Frau immer am meisten zu schätzen wissen, daß sie sich ihre weiblichen Vorzüge zu erhalten und auch dafür einzusetzen weiß.

—⊡—

Klöppelspitzen

Von G. Beyer.

Die soeben beendete dritte Deutsche Spitzenmesse in Berlin hat uns ein reiches Bild der deutschen hochentwickelten Spitzenkunst gezeigt, wie sie namentlich in Sachsen: Dresden, Leipzig,

daß die deutsche Valenciennes-Spitze von der französischen nicht mehr zu unterscheiden ist. Auch die Barmer Industrie hatte wundervolle Klöppelspitzen ausgestellt, die allgemeine Bewunderung und Anerkennung fanden.

Echte Spitzen werden durch die Klöppelkunst hergestellt. Die Ausführung besteht in einer Art Flecht- und Schlingarbeit, wozu runde Holzstäbchen, die sogenannten Klöppel, um welche die Fäden aus Zwirn, Garn und Seide oder Wolle herumgewickelt sind, benutzt werden. Das Muster ist auf Papier vorgezeichnet und wird mit Stecknadeln nach jenem umrissen auf dem Klöppelkissen befestet, worauf die Fäden mit den Klöppeln in geeigneter Weise um die Nadeln herumgeschlungen und miteinander verknotet werden. Das Klöppelarbeiten erfordert zur Herstellung größerer und in komplizierten Mustern ausgeführter Stücke große Geschicklichkeit. Für handbreite Spitzen sind oft an hundert Klöppel nötig, die in bestimmter Ordnung gebraucht werden müssen. Die echten, durch Klöppeln hergestellten Spitzen können hinsichtlich der feinen, künstlerischen Ausführung sowie inbezug auf ihre Dauerhaftigkeit nicht durch Maschinenarbeit ersetzt werden. Ein Hauptsitz der Spitzenklöppelei ist in Deutschland noch immer das sächsische Erzgebirge.

Das Handklöppeln wurde schon Ende des 15. Jahrhunderts in Italien und den Niederlanden geübt und um die Mitte des 16. Jahrhunderts von Barbara Uttmann, dem Abkömmling einer Nürnberger Patrizierfamilie, zu Annaberg im Erzgebirge erfunden, oder, wie die Sage will, von ihr einer Brabanterin abgesehen, die als Protestantin vom Herzog Alba aus den Niederlanden vertrieben, bei Barbara Uttmann eine Zufluchtsstätte gefunden hatte.

Bekanntlich hat das Erzgebirge seinen Namen daher, daß es sich in früheren Jahrhunderten durch seinen großen Erzreichtum (Silber, Kupfer, Zinn und andere Metalle) auszeichnete, der heute leider so gut wie erschöpft ist. Zu einer Zeit nun, da die Silberaderu des Erzgebirges zu fließen aufhörten, da die Bergleute vergeblich an die Bergwand pochten, trat Barbara Uttmann wie ein Engel in der Not unter die Armen ihrer Vaterstadt und lehrte sie eine Kunst, die bald ebensoviel Silber ins Land brachte als dereinst die Silbergänge des Erzgebirges, das jetzt mit seinen leeren Schächten diesen Namen kaum noch verdiente. Schon in früher Jugend erregte sie in weiten Kreisen große Bewunderung durch ihre große Geschicklichkeit für kunstvolle Handarbeiten.

Damals hatte noch niemand eine Ahnung von den herrlichen Spitzen, die heute wie ein zarter Hauch die kostbarsten Seidengewänder überrieseln und ebenso das Kleid des einfachen Bürgermädchens schmücken. Zwar gab es auch Stickereien, die in ihren feinsten Mustern beinahe wie Spitzen aussahen, deren Anfertigung aber sehr viel Mühe und Zeit erforderte. Sie wurden meistens nur für Altardecken und Kirchengewänder verwandt, weil sie für Frauenkleider zu kostbar und kostspielig erschienen. Die junge Barbara war nun zwar eine Meisterin in dieser Spitzenstickerei. Da ihr aber diese mühselige Arbeit natürlich nicht schnell von der Hand ging, so dachte sie seit längerer Zeit darüber nach, wie man wohl auf eine bequemere und schnellere Art Spitzen herstellen könnte.

Da kam eines Tages, wie die Historia berichtet, zu ihr eine verhärmte Frau mit einem fremdartigen Gesicht und einer seltsamen

Wiegenlied

Singet leise, leise, leise,
Singt ein flüsternd Wiegenlied,
Von dem Monde lernt die Weise,
Der so still am Himmel zieht.

Singt ein Lied so süß gelinde,
Wie die Quellen auf den Kieseln,
Wie die Bienen um die Linde,
Summen, murmeln, flüstern, rieseln.

Klemens Brentano.

Sprache, die deutsch klang und doch nicht deutsch war. Es war die aus ihrer Heimat vertriebene Brabanterin. Barbara empfand Mitleid mit der Armen und nahm sie in ihr Haus auf, ohne zu wissen, in welch hohem Maße ihre Wohltat belohnt werden sollte.

Sobald die Fremde in dem gastlichen Hause heimisch geworden war, nahm sie eine seltsame Arbeit zur Hand: einen kleinen länglich-runden Holzklotz, über den ein Kissen gezogen war und an dem, mit Zwirnsfäden befestigt, eine Menge kleiner gedrehter Holzfiguren hing, die die Form von kleinen Fläschchen hatten. Und bald flogen die Fläschchen in den Händen der Fremden hin und her und klapperten und rasselten, und die Fäden wanden sich um eine Menge Stecknadeln, die in zierlichen Mustern in weißem Papier steckten. Und dazu sang die fremde Frau ein Lied, das ebenso merkwürdig anzuhören wie die Arbeit seltsam anzusehen war:

Laßt rollen die Klossen,
Laßt rollen die Flossjen,
Und webt mit den Fädchen
So Säumchen wie Nähtchen.
Sie fallen und rasseln,
Sie wirbeln und prasseln
Mit Eil' und mit Zier
Aufs glatte Papier.
Sie gleiten und schwirren,
Sie klappern und klirren,
So seltsam geschwind
Wie Blätter im Wind.

Klossjen und Flossjen sind in unserer Sprache Knüppelchen und Fläschchen, und jenes Lied war das Klöppellied, das die Brabanter Spitzenarbeiterinnen bei ihrer Arbeit singen. Und als die Klossjen und Flossjen in den Händen der Fremden eine Weile hin und her geflogen waren, da hatte Barbara das Wunder entdeckt. Ein Spitzengewebe so fein und zart, wie es keine der vornehmen Spitzenstickerinnen im ganzen Sachsenlande je fertig gebracht hatte, lag vor ihren staunenden Augen, und dazu ging die Arbeit zehnfach schneller vonstatten als die mühsame Nadelstickerei, die noch obendrein die Augen verdarb. Da war also glücklich gefunden, was Barbara so lange vergeblich gesucht hatte. Die kostbaren Brabanter Spitzen, die damals freilich nur Königinnen an ihren Kleidern trugen, hatten bis dahin noch niemals ihren Weg in das kleine Bergstädtchen im Erzgebirge gefunden. Man kannte sie dort nicht einmal dem Namen nach. Aber nun lernte Barbara die schöne Kunst der Fremden, und bald flogen die Klossjen und Flossjen auch in ihren Händen, daß es eine wahre Freude war. Und das erste Meisterstück, das sie fertig brachte, war ein kostbarer Spitzenkragen, den sie ihrem Bräutigam Christoph Uttmann schenkte, und den dieser gar stolz an seinem Hochzeitstage trug.

Die Kunst Barbara Uttmanns wurde bald in weiten Kreisen bekannt und berühmt, und so meldeten sich bald viele, die sie zu erlernen begehrten. Barbara öffnete bereitwillig ihr Haus und rief alle herbei: Junge und Alte, Männer und Frauen, Knaben und Mädchen und lehrte unermüdlich die neue Kunst. Schon nach kurzer Zeit saßen viele Hunderte an ihren Klöppelständen, und immer prächtiger und schöner wurden die Spitzen, die wie ein Wunderwerk zwischen den fleißigen Fingern hervorwuchsen. Von Annaberg zog die neue Kunstfertigkeit zunächst in die benachbarten Bergstädte und von da immer weiter. Ueberall hintrug sie Segen und Wohlhabenheit. Niemand grämte sich mehr um die leeren Silberadern der Berge, denn die neue Kunst brachte den Arbeitern jetzt ebenso viel Silber wie früher die Hämmer der Bergleute. Barbara erlebte es noch, daß die Zahl der Spitzenklöpplerinnen auf nahezu zehntausend stieg, und im Laufe der Jahre kamen immer weitere hinzu, die sich dem neuen Erwerbszweig zuwandten. Vor etwa 30 Jahren gab es im Erzgebirge nahezu 50 000 Spitzenarbeiterinnen. Diese Zahl wurde im Winter um etwa 20 000 Männer erhöht, die während der warmen Jahreszeit draußen einer anderen Beschäftigung nachgingen.

Heute freilich steht die Spitzenklöppelei nicht mehr so ganz in voller Blüte, denn die eisernen Finger der Maschinen haben hier ebenso wie in anderen Handfertigkeiten die fleißigen Menschenhände überholt. Aus diesem Grunde nimmt auch die Zahl der Spitzenklöpplerinnen in neuester Zeit erheblich ab. Jetzt gibt es wohl kaum mehr als dreißigtausend im ganzen Erzgebirge. Aber der Wandel der Dinge kann doch nicht den Dank herabmindern, den die Bewohner des Erzgebirges jener Frau schulden, die ihnen dereinst mit ihrer neuen Kunst ein neues Brot gegeben hat. Wenn auch heute, nach dreihundertfünfzig Jahren, die Spitzenklöppelei keine Goldquelle mehr ist, wie ehedem, das Rettungswerk, das Barbara Uttmann vollbracht hat gerade im rechten Augenblick, als Kisten und Kasten der fleißigen Bergbewohner leer geworden waren und die graue Sorge auf die sonnigen Höhen ihre dunklen Schatten warf, bleibt dasselbe, auch wenn noch einmal dreihundertfünfzig Jahre darüber hinweggegangen sein werden. Der Name Barbara Uttmann verdient neben den edelsten Frauen für immer bewahrt zu werden.

Auf dem uralten Friedhof in Annaberg steht zwischen kleinen, ärmlichen Grabsteinen mit kaum leserlichen Inschriften ein schönes, stattliches Denkmal aus Sandstein. In den Stein ist die Gestalt einer Frau gemeißelt, die auf einem Bienenkorbe sitzt und Spitzen klöppelt. (Die Bienen als Sinnbild des Fleißes.) Ein Engel schwebt über dem Haupte der Frau und ist im Begriff, ihr einen Lorbeerkranz um die Stirn zu legen. Auf der anderen Seite des Denkmals ist die Inschrift zu lesen:

Ein tätiger Geist, eine sinnige Hand,
Sie ziehen den Segen ins Vaterland.

—⊙—

Der Freiheitskampf der amerikanischen Frau

Von Wally Damm.

Man ist allzusehr geneigt, Amerika als ein einheitliches Ganzes aufzufassen. Schreibt irgend ein Reisender Berichte über gesellschaftliche oder kulturelle Verhältnisse, die er drüben kennen gelernt hat, so glaubt man allgemein, in diesen Schilderungen den Typ der amerikanischen Freiheit gefunden zu haben. Man vergißt aber dabei, daß das amerikanische Banner viele Sterne aufweist und daß die einzelnen Staaten der Union ihre eigene Verfassung haben.

So kommt es, daß sie in manchen Dingen und ganz besonders in kulturellen Angelegenheiten die größten Verschiedenheiten aufweisen. Die Familiengesetzgebung im Staate Newyork zum Beispiel ist eine andere als die von Virginia, und wenn es in Kalifornien erlaubt ist, die Darwinsche Abstammungslehre zu verbreiten, so fällt im Staate Tennessee dieses Ketzertum unter die gesetzwidrigen Handlungen. Auch bei der Frauenemanzipation muß man diese einzelstaatlichen Unterschiede im Auge behalten. Der Ruhm von der Freiheit der amerikanischen Frau verdeckt nicht die Tatsache, daß in manchen Staaten der Union noch geradezu mittelalterliche Gesetze bestehen, welche nach neuzeitlichen Begriffen der Frau eine würdelose Stellung im bürgerlichen Leben zuweisen. Im Staate Vermont und in Georgia zum Beispiel bestehen Gesetze, wonach der Ehemann befugt ist, alles Geld, das sich die Frau verdient hat, ist es durch Arbeit oder durch andere Verdienstmöglichkeit, für sich zu verwenden, und der Frau gehört davon kein einziger Cent, es sei denn, daß sie von ihrem Manne das vorerst selbst verdiente Geld gnädigst als Geschenk erhält.

In verschiedenen Staaten wird die Mutter nicht als Erziehungsberechtigte ihrer Kinder angesehen, und in Delaware, das erst vor kurzem diese grausamen Paragraphen aus dem Gesetzbuch gestrichen hat, konnte der Vater ehedem bestimmen, daß die Kinder nach seinem Tode der Mutter fortgenommen und fremden Personen zur Erziehung übergeben werden durften, ohne daß die Mutter irgendwelche geistigen oder bürgerlichen Delikte zu haben brauchte. Wenn ein leichtsinniger verschwenderischer Mann im Staate Virginia mit seiner Schuldenlast nicht mehr ein noch aus wußte, dann heiratete er eine reiche Frau, die er auf Grund des Gesetzes dazu zwingen konnte, seine Schulden zu bezahlen; denn das Vermögen einer Frau gehört dort ausnahmslos dem Ehegatten.

Die führenden Rollen, welche die Amerikanerinnen im öffentlichen Leben bekleiden, können nicht darüber hinwegtäuschen, daß manche Universitäten verschiedene Aufnahmebedingungen für die Studenten männlichen und die weiblichen Geschlechts haben, daß den Frauen in einigen Staaten die öffentlichen Berufe verschlossen sind und daß sie auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt auch hinter den Männern zurückstehen, insofern, als sie für gleiche Leistungen niedrigere Gehälter empfangen; aber dieser letzte Umstand ist schließlich keine spezifisch amerikanische Ungerechtigkeit gegen die Frau. Es wäre vielmehr zu bemerken, daß die amerikanische Seidenindustrie die erste Bresche geschlagen hat und männliche und weibliche Arbeiter gleichmäßig entlohnt, ein Beispiel, dem bisher noch kein Industriezweig in irgend einem anderen Lande gefolgt ist. Das ist eben einer der Punkte, in dem Amerika der übrigen Welt voraus ist.

Kalifornien weist auch stolz auf eine Neuerung in seiner Gesetzgebung hin, wodurch eine bereits oft diskutierte Idee verwirklicht worden ist, daß nämlich die Ehefrau Anrecht auf das während der Ehe erworbene Vermögen hat. Die kalifornische Gesetzgebung erkennt diese Forderung insoweit an, als sie der Frau das Recht gibt, über die Hälfte eines derartig gemeinsam erworbenen Vermögens testamentarisch verfügen zu können.

Das sind Erfolge, die sich die „Nationale Frauenpartei von Amerika" mit Recht auf Grund größter Anstrengungen, welche sie deswegen gemacht hat, zuschreiben kann. Ihren Bemühungen ist es auch zu verdanken, daß jenes grausame Gesetz gegen die Gleichberechtigung der Mutter in Delaware gefallen ist und daß jetzt verschiedene weitere Staaten, darunter Louisiana und Maryland, die Frau zu den öffentlichen Aemtern zulassen. Ein neuer Vorstoß ist in Vorbereitung. Gestützt auf ziemlich erhebliche Subskriptionsfonds, wird die Propagierung eines Programms für „gleiche Rechte" durchgeführt, und man hofft demnächst auf die günstige Erledigung eines entsprechenden, dem Kongreß vorgelegten Gesetzänderungsvorschlages.

So sind die Amerikanerinnen eifrig bemüht, ihren Ruhm als freiheitlichste Frauen zu rechtfertigen und außerdem in Zusammenarbeit mit den Kämpferinnen anderer Länder die internationale Frauenbewegung zu fördern, wovon ihr Bestreben spricht, ein internationales Frauenparlament in Washington zusammenzurufen, das über alle Angelegenheiten der Frauenemanzipation beratschlagen soll.

—⊙—

Armenische Frauen

Wenn die Kulturhöhe eines Volkes nach der Stellung zu bemessen ist, welche die Frau bei ihm einnimmt, so gehört den Armeniern unter allen kleinasiatischen und transkaukasischen Völkern die höchste Rangstufe. Das Familienleben der Armenier ist patriarchalisch, aber bezüglich der Stellung der Frau weicht es wesentlich von den übrigen Orientalen ab.

Bei den Mohammedanern ist die Frau nur ein halber Mensch, die geborene Sklavin des Mannes. Die armenische Familienverfassung dagegen erkennt die Selbständigkeit der Frau an. Von den hervorragenden geistigen Eigenschaften abgesehen, liegt in dieser Stellung der Frau eine Bürgschaft für die Zukunft eines Volkes, das berufen erscheint, anderen, minderwertigen Völkern seiner Umgebung als Vorbild zu dienen. Ueber zwei Erdteile verbreitet und inmitten anderer Völker wohnend, sind die Armenier doch nirgends in anderen Rassen aufgegangen; sie haben sich, ungleich anderen Völkern, gleich den Juden, stets unvermischt erhalten.

Solange die Häupter der Familie, Vater und Mutter, leben, hält sich die Familie stets ungetrennt beieinander, ohne Vermögensscheidung, und dem Familienoberhaupt stets unbedingten Gehorsam leistend. So kommt es vor, daß bei einem achtzigjährigen Patriarchen drei Generationen zusammenleben, darunter vier bis fünf verheiratete Söhne von 50 bis 60 Jahren, Enkel von 30 Jahren und deren Kinder. Das Vermögen bleibt unberührt. Kein Glied kann etwas für sich besonders erwerben, sondern nur für das Ganze. So gibt es denn Gehöfte, auf denen 40 bis 50 Köpfe starke Familien leben, an deren Spitze nach dem Tode der Eltern gewöhnlich der älteste Sohn tritt. Alle Glieder derselben Generation, mithin sämtliche Enkel und Urenkel, sehen sich in einer solchen Familie als Geschwister an und nennen sich auch so.

Wenngleich auch der Gehorsam gegen das gemeinsame Familienoberhaupt ein mächtiges Band des Zusammenhalts der Familie ist, so führt doch das Beisammensein von fünf bis sechs jungen Frauen unter einem Dache nach europäischen Begriffen leicht zu Zank und Streit. Bei den Armenierinnen ist das nicht zu befürchten. Dafür sorgt ihre strenge und eigentümliche Erziehung.

Während bei den Nachbarvölkern die Mädchen in der Jugend vollkommen abgeschlossen sind und vom Manne käuflich erworben werden müssen, herrscht bei den armenischen jungen Leuten beiderlei Geschlechts Freiheit des Verkehrs innerhalb der Grenzen der Sittlichkeit. Die jungen Mädchen gehen unverschleiert, und die jungen Männer dürfen um ihre Liebe werben.

Anders ist es aber mit der jungen Frau. Vom Augenblick der Trauung an erscheint sie überall, selbst im Hause tief verhüllt und mit verdecktem Munde. Niemals sieht man sie auf der Straße und selbst in der Kirche nur zweimal im Jahre, zu Ostern und Weihnachten, und zwar fest verschleiert. Mit niemandem darf sie ein Wort sprechen, selbst mit dem Vater u. dem Bruder nicht. Der Mann ist der einzige, mit dem zu reden ihr die Sitte gestattet, aber auch nur dann, wenn sie mit ihm allein ist. Mit allen übrigen Hausgenossen darf sie sich nur durch Pantomimen und Zeichen verständigen. Und in dieser Stummheit muß die Frau verharren, bis sie das erste Kind geboren hat. Durch die Mutterschaft wird sie allmählich von ihrem Zwange erlöst. Sie spricht mit ihrem Säugling, worauf die Mutter des Mannes die erste ist, an welche sie sich wenden darf. Hierauf folgen die Schwestern des Mannes und dann erst ihre eigenen Schwestern. Anfangs darf das Gespräch nur leise und flüsternd geführt werden, sodaß es ja kein Mann, ihr eigener nicht ausgeschlossen, hört, und vier bis fünf Jahre vergehen, bevor die Frau völlig emanzipiert ist. Dann erscheint ihre Erziehung vollendet, aber immer noch wird es als unschicklich erachtet, daß sie mit fremden Männern spräche und unverschleiert vor ihnen erschiene.

Es soll dies keine Unterdrückung der Frau bedeuten, sondern nur Erziehung für das Zusammenleben in der Familie, an deren Spitze sie unter Umständen selbst nach dem Tode des Mannes zu treten hat. Die Armenier erblicken in dieser eigentümlichen Sitte eine Gewähr für die Innigkeit und Festigkeit der Ehe. Nur mit dem Manne lebt die Frau. Die übrige Welt ist für sie beinahe so gut wie nicht vorhanden, und die jahrelang dauernde Abgeschlossenheit kann die Innigkeit des Verhältnisses zwischen beiden Teilen nur erhöhen. Wir sehen denn auch, daß die Ehen im allgemeinen glücklich sind.

Infolge dieser Verhältnisse wird die Armenierin eine vortreffliche Hausfrau und leitet

---

Die schöne fremde Frau

Skizze von H. Wega-Friedenau.

Morgen würde sie Gewißheit haben! Frau Asta Hild konnte seit Tagen nur diesen Gedanken. Und während sie, die Halbgelähmte, auf ihrem Liegestuhl ruhen mußte, jagte eine wilde Aufregung durch ihren kranken Körper. In den blauen, noch immer schönen Augen wechselten tödliche Angst und tiefe Traurigkeit miteinander ab. Morgen! Morgen würde „sie" kommen, würde sie „sie" kennen lernen, — die fremde, schöne Frau!

Ob sie es wirklich war, und ob ihr Verdacht sich bestätigte?

Vor zwei Jahren war es gewesen, damals, als ihr Leiden anfing und sie den Mann zum erstenmal allein reisen lassen mußte ohne die treue Weggenossin, die sie ihm stets gewesen. Diesen geliebten Mann, den bewunderten, scharfgeistigen Anwalt, ihr gegenüber ein Kind an Fröhlichkeit, Güte und Nachsicht.

Sie hatten sich bis dahin nie getrennt. Ihm wäre eine Reise ohne sie unmöglich erschienen. Aber mit dem sicheren Instinkt der Frau durchschaute sie ihren Zustand. Sie fühlte sich zu matt, mit ihm zu wandern wie sonst. Der Arzt sprach zwar von „vorübergehenden Störungen". Doch kannte sie sich in ihrem eigenen Körper besser aus. Alle Bäder und Medikamente hatten nichts genützt. Immer näher kroch das Unheil an sie heran —

Darum wollte sie einmal allein sein, ihm noch einmal die Freiheit gönnen. Vielleicht gab ihr die Zwischenzeit die Resignation, die ihr ganz und gar fehlte, wenn sie ihren Mann vor sich sah, jung, stolz, unverbraucht, — wenn sie daran dachte, daß sie erst vierzig Jahre alt und noch so unmenschlich glücklich war, so fähig, zu nehmen und zu geben!

Als er dann wiederkam, gebräunt, überschäumend von Kraft- und Lebensluft, hatte sie sich verzweifelt gegen häßliche Gedanken wehren müssen. Und dann — war ihr eines Tages das Bild in die Hände gefallen, das Bild der fremden schönen Frau.

Durch Zufall. Sie suchte nie in den Sachen ihres Mannes. Er verschloß auch nichts vor ihr. Viel zu hoch achteten sie sich gegenseitig, um einer dem andern nachzustöbern. Aber man hatte ihr in seiner Abwesenheit eine Rechnung überreicht, von der sie bestimmt wußte, daß sie bezahlt war. Und sie kannte das Fach in seinem Schreibtisch, wo er bezahlte Rechnungen aufhob. Schnell öffnete sie es.

Da lag obenauf ein Bild, das sie noch nie bei ihm gesehen. Das Bild einer Frau von fast ergreifender Schönheit. Ein Mignongesicht mit traumschweren dunklen Augen. Dunkle Locken. Ein Mund von sinnbetörendem Reiz —

Keine Widmung, kein Name. Hatte er sich nur an dem vollendet schönen Bild erfreuen wollen, es käuflich erworben? Aber es sah nicht wie Dutzendware aus und dann — in diesem Fall hätte er es ihr gezeigt. Wozu es ihr verheimlichen? Auch sie konnte sich neidlos an schönen Menschen freuen, und seltsamerweise hatten sie immer denselben Geschmack entwickelt, auch Frauen gegenüber.

Einen Augenblick starrte sie das Bild an. Er genügte, es sich tief, tief einzuprägen. Jede Linie hätte sie aufzeichnen, jede Einzelheit beschreiben können. Und dann sah sie es nie wieder, verschloß es, sprach nicht davon, wollte es vergessen.

Immer schwerer wurde ihr Leiden, mit immer größerer Güte umgab sie ihr Mann. Zu einer holden, zarten Blume erblühte ihr Töchterchen Ruth, ihr einziges Kind. Den Stammhalter war sie ihrem Mann schuldig geblieben. Und niemals konnte sie sich zu der rechten Resignation durchringen. Niemals vergaß sie in ihrem Leid, ihrer Not das Bild der schönen fremden Frau. Trotzdem sie keinen Grund zur Eifersucht hatte. Ihr Mann war nie wieder für längere Zeit allein auf Reisen gegangen.

In diesem Jahr sollte Ruth ein wenig die Welt kennen lernen. Sie besuchte eine Haushaltungsschule und arbeitete angestrengt. Daneben half sie die Mutter pflegen. Bei aller Lieblichkeit ein stilles, in sich gekehrtes Mädchen, das keine Freundschaften unterhielt, sich schwer anschloß.

Der Vater hatte sie selber nach Garmisch-Partenkirchen gebracht, selber geholt, und eine Dame — eine Witwe aus Hamburg — war ihr dort stellvertretende Mutter gewesen.

Warum krampfte sich Frau Astas Herz zusammen, wenn von dieser Dame die Rede war? Daß ihr verschlossenes Kind so entzückt schien, ihr Mann hingegen nie ein Wort des Beifalls hinzufügte, war ihr verdächtig. Wenn jede Stunde des Tages verrinnt wie die andre, man immer nur die Mauern seines Gefängnisses betrachten darf, hat man viel Zeit zum Grübeln.

Ob es ein abgekartetes Spiel war? Ob man Ruth mit ihr hatte bekanntmachen wollen, um zu sehen, wie sie sich später vertragen würden? Später? Ja, wann war das? Wenn sie, Asta, unter der Erde lag! Man rechnete also schon mit ihrem Tode? Großer Gott!

Ob sie es war, — die fremde schöne Frau? Die Frau, deren Bild sie damals gefunden?

Immer mit derselben Güte umgab sie der Mann. Er durfte von ihrer Seelenqual nichts wissen. Und Ruth schmeichelte:

„Du mußt sie kennenlernen, Mutter! Sie ist zu reizend. So frisch und jung geblieben. Und sie hat es mir auch versprochen. Auf der Rückreise von München kommt sie ein paar Tage nach Berlin. Dann mußt du ihren Besuch annehmen."

Frau Asta sagte schließlich ja, und nun hatte die Fremde sich angesagt — für morgen. Hundertmal drängte sich ihr die Frage auf die Lippen: „Wie sieht sie aus?" Aber das wurde nur ihre Zweifel erhöhen. Dunkles Lockenhaar trugen jetzt viele. Schöne Augen waren keine Seltenheit. Nein, wenn sie Gewißheit haben wollte, mußte sie sehen.

Und dann schien es ihr doch unmöglich, je näher die Stunde rückte. Jetzt besaß sie noch ihren Mann voll und ganz. Hatte sie sich erst Gewißheit verschafft, gehörte er von da ab der andern. Immer würde sie diese an seiner Seite, an ihrer Stelle sehen. Ihre Nachfolgerin, — Ruths zweite Mutter — — —

Es überstieg ihre Kräfte. Eben wollte sie der Tochter sagen, daß sie sich zu schlecht fühle, die Fremde zu empfangen, als diese schon hereinstürmte: „Mutter, sie kommt, sie ist da! Sie kam einen Tag früher. Vater begleitet sie. O, sei lieb und gut, Mutter, sie war es auch zu mir!"

Frau Asta lag wie erstarrt. Die Sprache versagte, ihr Herz klopfte so stark, daß es wie das Ticken einer Uhr klang. Die Augen weiteten sich gespensterhaft. Was würde die nächste Minute bringen?

Da trat sie ein, geführt von dem Mann, auf der andern Seite ihr Kind, — die schöne fremde Frau — — —

Und plötzlich kamen der Kranken Riesenkräfte. Haß, Eifersucht, Neid, mühsam zurückgedrängt, ließen den gelähmten Körper sich noch einmal aufrichten.

„Fort!" schrie sie der Eintretenden entgegen. „Fort! Ich bin noch nicht tot! Ein Weilchen mußt du noch warten!"

Dann sank sie zurück. Der Mann führte die Fremde hinaus, ihre Tochter fiel weinend vor ihrem Bett in die Knie.

„Mutter, o Mutter, was hast du? Was ist dir? Wie konntest du ihr, uns, das antun?"

Aber die Lippen blieben herb verschlossen. Sie öffneten sich nie wieder, bis endlich der Tod kam und auch ihr armes zersprungenes Herz verschloß . . .